
Sanela Tadić

Zeit für Solisten

(im August 2012)

„Wo bist Du?“ fragte meine Mutter oft, wenn wir telefonierten. In dieser Zeit klang sie konkreter, persönlicher als sonst. Knapper. Wesentlicher. „Wenn Du nicht da bist, frage ich mich immer, wo Du gerade bist und was Du machst.“ sagte sie einmal beiläufig, ohne eine Antwort zu erwarten, die sie ohnehin kannte. Wenn ich nicht bei ihr war, arbeitete ich oder kam spät abends von ihr nach Hause und weinte, bis ich einschlief. Diese Frage in ihr war es, die das Ende ankündigte. Ständig wiederholte sie sich im Laufe der ihr verbliebenen Zeit und die Frage selbst würde es sein, die in ihrem 53. und letzten Lebensjahr die Antwort geben würde, für die niemand bereit ist und die kein Lebender hören will. Meine wiederholte Frage, die ich an eine nun unsichtbare Welt stellte – „Wo bist Du?“ – antwortete mir: Das ist das Ende.

Die Frage nach dem Verbleib der Verstorbenen geisterte in mir schon als Kind, und das Gebiet, das sich damit beschäftigte, faszinierte mich. Der Gedanke, jemanden, den ich kenne und liebe, in diesem Gebiet wiederzufinden, faszinierte mich nicht. Wenn das geschieht, haben alle, die sich damit beschäftigen, keine Ahnung. Allesamt Amateure! Du bist es, der neu zu forschen, neu zu sammeln, neu zu glauben beginnt. Auf eigene Faust. Aber Deine Basis bleibt die Trauer und kein Trauernder fand jemals genug Beweiskraft für das Unbewiesene. Trauer ist seelisch. Fantastisch. Irrational. Sie macht Dich nicht von dieser Welt. Um glaubwürdige Beweise zu finden, sind das die schlechtesten, vielleicht aber auch die besten Voraussetzungen.

Bevor ich Beweise für ein Leben ‚danach‘ suchte, hatte der Tod selbst in mir noch keine Beweiskraft. Zunächst dachte ich tief in mir vergraben: Das ist nur vorübergehend. Wir sehen uns wieder. Bald. Wozu soll ich Abschied nehmen? Lächerlich. Unbegreiflich. Wie begreift man das Ende eines Lebens auf Erden?

Wie den leblosen, seelenlosen Menschen begreifen, den man kennt, den man liebt? Wir sagen, er ist von uns gegangen, nicht mehr unter uns, gestorben, tot. Der Tod ist das Ende seiner Geschichte. Woher wollen wir das wissen? Unsichtbar. Das ist er geworden. Seine Erscheinung, seine Stimme, seine Taten, hatten ihn sichtbar gemacht und somit real. Am Leben. Jetzt entzieht sich alles unseren Augen und doch können, müssen wir endlich sehen, was er wirklich ist, was er immer schon war: Seele. Sie ist sein Gesicht. Das Gesicht schlechthin. Unsichtbar, aber lebendig. Das Unsichtbare des Verstorbenen lebt, daran will man, daran muss man glauben und wir Lebenden trauern doch bloß um das Sichtbare?! Vielleicht denken wir in unserer Sehnsucht das falsche Wort: Wiedersehen. Vielleicht sollten wir daran denken, dass wir ihnen ‚wiederbegegnen‘.

Für Begegnungen mit denen, die uns vorangegangen sind, bleibt uns nur eine Quelle, ein Ort, an dem wir sie treffen können: Unsere eigene Seele. Sie war und ist der beste Draht zu denen, die wir lieben oder lieben könnten. Bildlich wird dieser Draht in unseren Träumen, real in unseren Instinkten. Natürlich ist uns das nicht genug. Wir wollen alles sehen, hören, hautnah erleben, für uns behalten. Dingfest machen. Greifbar haben. Wir müssen noch zu Lebzeiten lernen, auch unseren Seelen Hände zu geben, ein Gesicht und eine Stimme. Eine Freiheit.

Die Zeit der Trauer ist eine Zeit der Stille, eine Zeit der Einsamkeit. Du kennst nichts anderes mehr, bist in ihr gefangen. Trauer, Stille und Einsamkeit. Sie hatten sich schon mit der Diagnose, mit dem Wort *Krebs*, dem Todesurteil eingeschlichen, kamen und gingen wieder, weil Du nicht bereit warst, weil Deine Mutter nicht bereit war. Wie denn auch?

Ohne die hörbare Stimme des geliebten Menschen wird schließlich alles abrupt still. Egal, wo Du bist und mit wem Du redest. Absolute Stille. Sie ist Dir herzlich willkommen. Du gehörst nun ihr und den düsteren Grautönen, mit denen Du all die grellen Farben um Dich herum überziehst. Die Stimmen und Laute der Umwelt werden dumpf, hintergründig und lästig. Sie gehen Dich nichts mehr an. Du stirbst selbst einen kleinen Tod und willst auf der anderen Seite aufgenommen werden. Du befindest Dich auf unbestimmte Zeit, am liebsten für immer, in einer dauernden Schweigeminute, während die Welt respektlos laut bleibt, Dich ruft, ermahnt und fordert. Du aber bist jetzt ein Solitär. Weltlos. Allein in Dir selbst.

Wo war die Welt, als sie gebraucht wurde? Es lag noch nicht lange zurück, da war die Welt untergegangen, ganz privat – nicht für andere, und nun will sie wieder aufgehen, Dich wieder kennen, Dich in sie hineinziehen. Was will sie jetzt von Dir? Sie soll schweigen, soll Dich mit dem Tod allein – soll auch Dich loslassen.

Nichts hat sich seit dem Tod meiner Mutter verändert. Alles geht genauso weiter wie bisher. Das war zu erwarten und doch ist es schwer zu verstehen, nicht zu verzeihen. Der Tod kommt immer zu früh, aber sie war nicht mal im Rentenalter. Von allen, die ich kenne, hatte ich die jüngste Mutter. Nur 20 Jahre war sie älter als ich. In der Mitte ihres Lebens, aus ihrer unfertigen Geschichte riss man sie heraus. Das große Buch wurde maliziös zugeschlagen – vorsätzlich, aus dem Hinterhalt – und kein allgemein erschütternder Ausnahmezustand ist eingetreten. Die Welt ist nicht betroffen, die Medien berichten nicht davon, das Gesundheitswesen wird nicht ihretwegen revolutioniert und es wird für sie kein Denkmal für die Ewigkeit errichtet. Nichts

scheint anders als zuvor. Dabei fehlt jemand, fehlt gewaltig. Nichts ist mehr so, wie es sein sollte, aber das große Ganze kümmert das nicht.

Das einzige, was sich wirklich verändert hat – neben der Leere und Fülle, die meine Mutter gleichermaßen hinterlässt – sind mein Bewusstsein und meine Seele; bin ich, da ich die meisten Fragen stelle, meine Mutter nicht einfach dem lieben Gott, dem Erlöser überlasse. „Das ist doch kein Leben mehr, es ist besser, sie wird erlöst.“ hatte man mir gesagt, mir regelrecht angeworfen. Die Besserung, die Heilung hatte ich der Erlösung vorgezogen. Sie wurde aber erlöst. Erlöst vom irdischen Leben, das keins mehr war. Was ist denn *Leben*? Bloß gesund und zufrieden sein? Das muss man sich schon fragen. Das muss ich jetzt wissen.

Ich will wissen, wie es ihr *jetzt* geht, *wo* sie jetzt ist und *ob* sie jetzt noch ist. Ja, und ich will wissen, ob wir Lebenden wirklich ein Leben haben, *wo wir* sind und ob wir wirklich *sind*. Ich glaube heute nämlich, beides, Leben und Tod, hat einen bedeutenden Zusammenhang. Der Lärm und die Stille. Das Unsichtbare und das Sichtbare. Je mehr wir uns mit beidem auseinandersetzen, desto besser könnten wir leben. Wirkungsvoller, furchtloser, wesentlicher. Das bedeutet nicht immer zufrieden, aber besser!

Manchmal scheint mir: Wir sind nur im Schlaf ganz wir selbst, ganz am Leben. Unsichtbar sichtbar. Besser. Wenn wir schlafend Geschichten aus uns selbst erzählen, wenn wir bewusst still und allein sind, wenn wir haltlos lieben, wenn wir zeugen und gebären, wenn es ums Sterben geht. Auf den Punkt gebracht: in Ausnahmezuständen, wenn wir die Kontrolle verlieren.

Der Tod hat eindeutig viel mit dem Leben zu tun, denn wir leben nicht für immer. Das macht er uns klar. Schonungslos. Jedenfalls leben wir nicht für immer in der für uns gewohnten Form. Was kommt danach? Werden wir ewig

sein oder ewig nicht sein? Und wie weit können wir hier und jetzt kommen? Wo sind die Prioritäten, die bedeutenden Kämpfe? Was ist Schicksal?

Schwierige, bis in die Schöpfung, bis in die Ewigkeit, bis ins letzte Geheimnis vortastende Gedanken und Fragen. Ich höre die Antwort: Unlösbare Aufgaben! Ich weiß – sage ich uneingeschüchtert – und stelle mich ihnen trotzdem. Nach vorn schauen? Stark sein? Einfach damit weiterleben? Aber natürlich! Ich frage, also lebe ich. Aber nicht einfach. Nicht geradeaus, nicht nur nach vorn. Ich lebe rund. Alles ist ein Kreis. Was war, was ist und was wird, das alles hat einen Zusammenhang, ist unendlich, sich wiederholend. Ich frage danach. Ich lebe danach. Ist das nicht stark?

In einem Zeitraum von nur sechs Monaten kann das Ende passieren, kann sich der Kreis vor unseren Augen schließen. Überall. Bei jedem. Für jeden. Für mich oder für andere. Oder es passiert in einem unerwarteten, langen Moment, was ich für viel grausamer halte. Für Sterbende wie für Hinterbliebene. Länger noch kann es dauern, bis Du wirklich weißt, dass es passiert ist. (Auch hier trifft es vielleicht auf das Jenseits genauso zu wie auf das Diesseits? Womöglich brauchen unsere Verstorbenen auch eine gewisse Zeit, um sich neu zu orientieren.) Du wachst immer wieder von Neuem auf und glaubst, alles nur geträumt zu haben. Dann träumst Du, dass Deine Mutter noch lebt, willst träumend aufstehen, träumend weiterleben, wachst dann in die Wirklichkeit auf und willst immer noch aufwachen aus diesem verdammten Alptraum. Du glaubst, fortan die Welt, das Leben auf ewig als Alptraum zu erleben, aus dem Du nicht mehr aufwachen wirst.

Es muss noch einige Male in Dir passieren, bis Du begreifst, was Du sagst: Meine Mutter ist gestorben. Nicht mehr da. Nie wieder. Weg. Unerreichbar. Wo? Ein Geheimnis auf Lebenszeit. Auf Erden.

Dieses Geheimnis bleibt Gegenwart, bleibt ein suchtägliches Frage-Antwort-Spiel, egal, wie oft Du in Deiner Trauer ans Grab gehst, das Dir die einzig plausible Antwort aufdrängt. Deine Fragen und Antworten wechseln ihre Reihenfolge, springen kreuz und quer über Logik und Vernunft hinweg, drängen Dich für kurze Augenblicke auf den Weg ins Krankenhaus, wo Du niemanden mehr besuchen kannst. Manchmal blenden sie sogar den Tod ganz aus, wecken Hoffnung auf eine neue Diagnose, als Du gerade die Todesurkunde in den Händen hältst. Sie bleiben Wundmale, unfreiwillige, verstörende Tattoos, die keiner sieht, die also gar nicht da sein können, aber die Dich dennoch wie jedes Unglück entstellen.

Messerscharfe Fragen und einstechende Antworten, sie gehören zur unabwendbaren, seelischen Sprache der Trauer. Den Sterbenden erreicht sie früher, gewaltiger. Der Angehörige, der in die Rolle des Trostes, der Hoffnung, des Beistands schlüpft, nimmt sie später erst wahr als das, was sie ist: Die letzte Station eines endenden Lebensweges, den man mit allen Mitteln verlängern, verschönern will. Doch die Stichworte waren gegeben...

Was? Schmerzen. Warum? Krebs. Nein. Wie lange noch? Angst. Hilfe. Hoffnung. Vielleicht? Wut. Leid. Annahme. Wann? Trauer. Liebe. Vorahnung. Bald. Abschied. Sterbeprozess. Unmöglich. Ausatmen. Tod. Nein! Was jetzt? Plötzliche Erscheinungen. Im Licht. Sarg. Grab. Wo bist Du? Träume und Visionen.

Um innere Ordnung zu schaffen, um zur Logik zurückzufinden, musst Du mit Deiner Trauer wieder an den Anfang zurück, wo das Ende begonnen hat. Du musst diese Stichworte in Dir noch einmal durchleben, damit Deine Seele nachkommen kann, Dich einholt, wieder eins wird mit Dir. Es war an der Zeit, den letzten Weg meiner Mutter noch einmal zu gehen, ihn mehrmals zu gehen, um meinen Weg wiederzufinden. Ohne Scham darüber, dass ich noch hier bin und sie nicht. Sie selbst hatte mir gesagt, was ich derart früh nicht hören wollte: Dass ihre Krankheit und ihr Ende auf keinen Fall mein Ende bedeuten sollten, sondern vielmehr den Beginn von etwas Neuem.

Begonnen hatte alles, wie es endete: Mit Bäumen und mit einem Herz aus Stein. Das verstand ich, als ich später den Friedhof inmitten von Wäldern betrat. Ich hatte einen Blumenkorb dabei und einen großen, herzförmigen Stein mit eingravierten Rosen. Beides legte ich auf das stumme Grab meiner Mutter und blieb lange daneben sitzen. Wie ein Grabschmuck. Nur ein Jahr zuvor, etwa um dieselbe Zeit, traf ich sie in einem Café, fünf Autominuten von jenem Friedhof entfernt, auf dem sie begraben werden würde. Sie sah sehr gut aus, gesund, kraftvoll, vital. Äußerst präsent. Nichts deutete darauf hin, dass sie schon im nächsten Sommer nicht mehr da sein würde. Ihre rheumatischen Beschwerden hatten sich zu der Zeit gelegt. Sie war energiegeladen, bewegte sich viel, vor allem aber lief sie sehr viel. Zu Fuß zu gehen, wann immer sie Zeit hatte, war für sie seit 2009 zu einer Art Befreiungsmarsch geworden. Besonders durch den Wald lief sie gern. Kilometerweit. Stundenlang.

„Lach mich bitte nicht aus, aber ich habe ein paar Mal einen Baum umarmt.“

Ich lächelte und fand es gar nicht abwegig.

„Irgendwie habe ich das Gefühl, dass Bäume mir Kraft geben und dass ich diese Kraft brauche.“ sagte sie bedeutsam.

„Dann knuddel die Bäume, so oft und so lange Du willst!“

Sie lachte und kramte ungeduldig in ihrer Tasche.

„Halt Deine Hand auf.“ sagte sie. Ich tat es.

„Das ist für Dich! Ich habe ihn im Wald gefunden.“

Sie legte mir einen kleinen Stein in die Hand. Ich sah ihn an und staunte. Er war oben in der Mitte angebrochen und irgendwie von Natur aus zu einer Herzform herangeschliffen. Ein Stein, der zufällig aussah wie ein Herz, den ich behalten und den nichts mehr verändern würde.

Das „Rheuma“ meiner Mutter nahm in diesem Jahr, in ihrem letzten Herbst, ungewöhnliche Ausmaße an. Sie konnte zeitweise nicht arbeiten, nicht laufen gehen. Selbst Sitzen und Liegen wurde bald zum schmerzhaften Zustand. Für eigenartig, wenn nicht sogar unglaubwürdig, hielt auch ihr Hausarzt die steigenden Beschwerden. Ratlosen Gesichts und die Versicherung im Hinterkopf überlegte er, ob dies nicht seelisch bedingt sein könnte. Zumindest könnte es das auf dem Arzteugnis sein. Woran er in seiner Ratlosigkeit wirklich dachte, nämlich an Simulation, registrierte meine Mutter und es verletzte sie tief. Ausgerechnet auf sie fiel ein solcher Verdacht. Welche Ironie! Sie wehrte ab, beharrte auf die ungewöhnlich wachsenden Schmerzen und auf genauere Untersuchungen, während er auf den Kosten beharrte. Immer wieder betonte sie, dass alles von der Hüfte aus ging, auf den Rücken und in die Beine strahlte. Doch ein Besuch beim Psychologen infolge körperlicher Beschwerden blieb ihr nicht erspart. Der Arzt fürs Seelisch Bedingte schüttelte einfühlsam den Kopf und verwies den Hausarzt unsensibel auf seine Pflichten.

„Warum hören die einem nicht zu? Jeder Mensch weiß selbst, wo es ihm weh tut und wie es sich genau anfühlt. Es ist etwas in der *Hüfte*! Aber sie hören nicht zu.“ sagte meine Mutter überzeugt. Verzweifelt. Das passierte acht Monate vor ihrem Tod.

Auch Röntgenbilder wollten nicht zeigen, wo genau es wehtat. Ein Spezialfall. Doch je länger sich die Krankschreibung meiner Mutter hinzog, je höher die Kosten für die Krankenkasse wurden, desto genauer erst schauten die Spezialisten hin. Nach der Diagnose ‚Seelisch bedingt oder Simulation‘ folgte eine weitere: Zwei große Zysten unten an der Wirbelsäule, entlang der Nervenbahnen. Operation riskant, Lähmung möglich, muss aber nicht sein. Gute Chancen.

Den Rollstuhl, die drohende Unselbständigkeit vor Augen, ließ meine Mutter dennoch die Frage stellen:

„Aber was haben die Zysten dort mit der Hüfte zu tun?“ Gute Frage, die man einfach beantwortete: Die Zysten strahlen auch auf den Unterkörper. Eine Einweisung ins Krankenhaus, zu diplomierten Spezialisten, würde alles klären und zum Besten wenden. Doch bis es soweit war, blieb fast ein Monat Wartezeit. Kein Platz. Dringende Fälle bevorzugt. Also warten. Das war fünf Monate vor ihrem Tod.

Warten mit Ungewissheit, mit Angst, mit wachsenden Schmerzen, mit zuviel Tabletten und Nebenwirkungen, mit zu wenig Morphin. So lange warten, bis der Gang zur Toilette ein Kraftakt wurde, das Treppenhaus ohne Lift zur größten Herausforderung, bis man das Bett und das Sofa satt hatte, bis man es leid hatte, zu sitzen und zu liegen und trotzdem bis ins Unerträgliche Schmerzen auszuhalten. Ohne zu wissen warum.

Dem Hausarzt waren natürlich die Hände gebunden, er verschrieb eine höhere Dosis Morphium. Essen und Trinken wurden erschwert, häufige extreme Müdigkeit trat ein. Vermehrte Anrufe im Krankenhaus blieben vergeblich. „Sie müssen das jetzt schon aushalten, bis wir ein Bett für Sie haben! Sie können auch woanders hingehen, aber hier sind die Spezialisten, die Sie brauchen!“ So das unmissverständliche Ultimatum einer ungläubigen Dame am Telefon. Dann das Weihnachtsgeschenk: Nach den Festtagen wird ein Bett frei. Endlich bei den Spezialisten!

Dort aber passierte eine Woche lang nichts. Es war ja Ende Dezember. Eine Woche lang wieder nur Sitzen und Liegen. Zum Glück: Ein langer Flur, den sich meine Mutter hin und her schleppen konnte, um nicht verrückt zu werden vor Schmerzen. Morphium. Visiten. Röntgenbilder, die viel zu ungenau waren. Ein zu kleines Krankenzimmer für drei Patientinnen, die einander nicht schlafen ließen. Dann die Zwischenlösung: Physiotherapie.

„Physiotherapie? Wie soll ich das denn machen mit solchen Schmerzen? Sollten Sie nicht zuerst herausfinden, was genau mit den Zysten los ist?“ fragte meine Mutter. Noch nie war sie so geduldig wie in dieser Zeit, bewies so viel Nerven, bei so großer Verzweiflung.

„Ich bin die Oberärztin hier“, sagte die Dame mit der Zwischenlösung, „und ich entscheide! Sie müssen schon auch etwas tun, das ist ja hier kein Kurort!“ Ein Kurort. Nein, das war es dort garantiert nicht. Meine Mutter begann an sich selbst zu zweifeln. War sie vielleicht plötzlich wehleidig geworden? Konnte sie nichts mehr aushalten? Bildete sie sich die starken Schmerzen ein? Die Ärzte werden wohl wissen, was sie tun. Also dann, erst mal Physiotherapie. Ein Mal. Und nie wieder.

In der Cafeteria wurde meine Mutter zu dieser Zeit öfters und unfreiwillig Zeugin von Gesprächen des Pflegepersonals.

„Sie machen dauernd abfällige Bemerkungen über Patienten.“ hörte ich sie sagen. „Sie spotten, lachen über die Kranken. Entwürdigend. Man muss sich also fragen, was für Menschen man ausgeliefert wird.“

„Du hast ihnen bestimmt ordentlich die Meinung gesagt?!“

„Nein. Nichts habe ich gesagt.“ antwortete sie. „Ich habe keine Kraft mehr für solche Kämpfe. Ich glaube, jetzt werde ich alle meine Kraft für mich brauchen.“

Sie schaute mich an. Erschöpft. Einer Vergeblichkeit schmerzlich bewusst. Nichts zu sagen, war nicht ihre Art. Doch eine Ahnung quälte sie. Ihr Gesichtsausdruck, ihre Haltung hatten etwas von jener Geste, die ich einmal in einem Film sah:

Ein unbewaffneter Soldat ritt auf seinem Pferd direkt auf einen feindlichen Schützengraben zu, ließ plötzlich die Zügel los, breitete seine Arme aus und schaute in den Himmel. Das Schlachtfeld interessierte ihn nicht mehr.

Damals kam der bleibende Wunsch in mir hoch, reich zu sein. Macht zu haben. Die besten Bedingungen in den schlechtesten Zeiten rauszuschlagen. Stattdessen waren wir beide Krankenversicherte. Von Privatpatienten hörten wir, dass das ein gewaltiger Unterschied sein kann. Wenn auch kein Versicherungsprofil das Sterben verhindern kann, es konnte zumindest die Zeit davor erleichtern.

Dann kam Sylvester und die meisten Ärzte nahmen den Neujahrstag sehr ernst. Sie fehlten. Offensichtlich waren ihrer zu wenig. Erneutes Warten auf die Spezialisten. Endlich brach das Neue Jahr an. Erneut Kontrastmittel

runterwürgen, während man infolge Morphium kaum mehr was zu sich nehmen und immer öfter nicht behalten konnte. Einen ganzen Liter, damit man auf den Röntgenbildern leuchtete, damit man endlich die Spezialisten erleuchtete. Hoffentlich zum letzten Mal. Hoffentlich mit einem Ergebnis. Das alles geschah vier Monate, bevor meine Mutter starb.

Eines schönen Morgens dann die Wende. Zum Besten. Die Spezialisten waren alle wieder da, nur die Oberärztin ließ sich nie wieder blicken, um zu entscheiden. Sie gab den Fall ab. Das machte aber nichts. Denn die, die da waren, wurden endlich aufmerksam, hellhörig, ungewöhnlich mitfühlend, ja voller Achtung, als hätte sich meine Mutter plötzlich einen Dokortitel erarbeitet.

„Dass Sie *diese* Schmerzen ausgehalten haben!“ sagte die nun zuständige Ärztin. „Wir haben jetzt die Morphium-Dosis erhöht. Zu den Tropfen bekommen Sie jetzt zusätzlich noch Morphium-Pflaster, die wir bei Bedarf auch höher dosieren können. Es wird Ihnen besser gehen.“

Meine Mutter freute sich, obschon sie im Gesicht der Ärztin mehr las, als sie hörte, aber sie wollte es nicht deuten. Nein. Sie freute sich von ganzem Herzen. Sie wurde ernst genommen. Sie bildete sich nichts ein. Sie war kein Schwächling, keine Simulantin. Man würde etwas dagegen tun. Aber noch war nicht alles ausgewertet. Endgültige Diagnose würden sie morgen stellen können.

Es war Dienstag, der 3. Januar 2012, der Tag der Diagnose. Der endgültigen Diagnose. Nach einem halben Jahr des Rätselns, der Verdächtigungen, des Unglaubens, des Zweifelns, der Angst, der Selbstanklagen. Ich machte den Fehler, meiner Mutter auch in solchen Angelegenheiten zu glauben, nämlich

dass die Diagnose-Besprechung erst gegen Abend stattfinden würde. Solche Angelegenheiten gab es bisher auch nicht. Trotzdem war ich an diesem Tag ungewöhnlich nervös, die Arbeit war mir enorm lästig und auf eine beunruhigende Weise abnormal. Was ich tat, erschien mir abnormal. Verrückt. Ich sprang am Nachmittag auf, ließ alles liegen und fuhr mit der Straßenbahn zum Krankenhaus. Die Bahn ratterte im Schneckentempo vor sich hin, hielt immer wieder an, um andere Leute einsteigen zu lassen. Das ging mir auf die Nerven, die Leute gingen mir auf die Nerven, die meinen Weg bremsen. Ich fühlte mich beschämend wichtig. Mein Ankunftsziel war das wichtigste, alle anderen hatten belanglose Ziele. Nur ich allein musste ankommen. So schnell wie möglich. Eigentlich hätte ich längst dort sein sollen.

Beim Eintreten in ihr Zimmer, fand ich ihr Bett leer vor. Das versetzte mir einen kurzen Stich. Ein Gedanke streifte mich. Ich riss mich zusammen. ‚Sie ist doch nicht todkrank.‘ entgegnete ich meinem Anflug von Panik. Eine Pflegerin kam herein. Verlegen, aber äußerst freundlich sagte sie, dass meine Mutter einen Kaffee trinken wollte. Auch ich las etwas ihrem Gesicht, das ich nicht deuten wollte. Als ich dann aber das Gesicht meiner Mutter sah, veränderte sich alles, bevor ich es verstand.

„Wo kommst Du denn her?“ fragte sie erstaunt und freute sich auf eine erleichternde Weise, die ich bei ihr nicht kannte. In diesem Moment begann ein Abschied auf Raten. Sie saß allein an einem Tisch, in ihrem dunkelblauen Morgenmantel, einen Latte Macchiato vor sich und eine Zigarette in der Hand. Es war ein Raucherraum. Die Sonne schien durch die Fenster und warf einen breiten, goldenen Strahl direkt auf meine Mutter. Sie sah schön aus. Mir fiel zum ersten Mal auf, dass ihre Haare länger und glatter waren, ähnlich wie bei mir. Sie hatte keine Zeit und keine Kraft mehr für Dauerwellen. Sie war schon

lange ungeschminkt, auch das erschien mir auf einmal neu. Alles an ihr war irgendwie ursprünglich, rein. Ganz sie selbst. Ein Leuchten umgab ihr Gesicht und ihre Augen hatten einen rührenden Glanz. Es war, als sei sie wieder jung geworden, in meinem Alter, und ich erkannte, wie viel Ähnlichkeit ich mit ihr hatte. Ich fühlte mich plötzlich so richtig als Tochter, die zu ihrer Mutter kam, nicht nur als beste Freundin. In einem einzigen Augenblick war alles Ursprüngliche sichtbar hervorgetreten und eine Liebe, die immer da war, aber der man sich im Alltag manchmal nicht bewusst war, erfüllte den Raum, das Herz, die Seele. Ich merkte, wie ich innerlich zum Kind wurde, die Tränen trotzig zurückhielt und den kindlichen Gedanken dachte, dass jeder sterben muss, nur meine Mutter nicht.

Erschrocken über mich selber plapperte ich, um nicht weinen zu müssen. Was war mit mir los? Völlig unerwartet, völlig unangebracht fiel mir ein Alptraum aus meiner Kindheit ein, den ich wohl nie vergessen hatte, weil ich mein Leben lang meine Träume mit mir trage wie Erinnerungen. Warum kam er mir jetzt in den Sinn?

In diesem Traum sah ich meine Mutter genauso wie in diesem Augenblick. In ihrem Morgenmantel. In der Sonne. Rauchend. Kaffee trinkend. Rührend. Schön. Es war ihre eigene Beerdigung. Sie selbst saß auf ihrem Sarg wie auf einer Sänfte und plauderte mit der Menschenmenge, die den Trauerzug begleitete. Es waren so viele Leute, dass ich einfach nicht an sie herankam. Ich weinte und war wütend, weil meine Mutter so fröhlich schien, als würde sie auf ein Fest gehen. In einer Kirche dann setzte man sie ab und sie legte sich in den Sarg, als wäre es nichts Besonderes, nichts Endgültiges. Ich schrie und rief nach ihr, aber meine Stimme war zu schwach, nicht laut genug. Auf einmal, ohne zu wissen wie, stand ich direkt vor ihr, vor ihrem Sarg. Mit offenen Augen und

kerngesund lag sie dort und wartete darauf, dass man den Deckel schloss. Ich heulte und wollte, dass sie sich wenigstens von mir verabschiedete. Sie tat es aber nicht und sagte nur: „Mein Kind, das ist nichts Schlimmes.“

Ich erinnere mich, dass ich diesen Traum meiner Mutter aufgebracht erzählte. Wenn ich ihr den Traum schilderte, so glaubte ich insgeheim, würde sie nicht sterben. Niemals.

Nun saßen wir uns gegenüber, über zwei Jahrzehnte nach diesem Traum, und ich musste mich ungeheuer beherrschen. Bei einem tränenreichen Ausbruch, ausgelöst durch Kindheits-Sentimentalitäten, würde ich meiner Mutter nur Angst machen. Mir schien jedoch, als würde auch sie sich beherrschen. Sie strahlte dieselbe unterdrückte Empfindsamkeit aus. Ich tat es ab als Gegenübertragung, warf es fort zu den Grundlagen der Psychologie. Mir fiel auf, dass sie viel von Nebensachen sprach, nichts von der Hauptsache. Sie fragte mich, warum ich so früh da war, ich sagte ihr die Wahrheit.

„Ich bin froh, dass Du da bist. Trinken wir zusammen vor der Besprechung noch einen Kaffee.“

Sie fragte mich nach meinem Tag, wollte alles wissen, was mir nicht wichtig schien. Nicht jetzt. Es war, als wollte sie fragen, um mir nicht Gelegenheit für Fragen zu geben, um nicht lügen zu müssen. Dabei hatte sie diesen unbeschreiblichen Glanz in den Augen, als hätte sie mich schon ewig nicht mehr gesehen. Ich spielte die eigenartige Situation mit. Seit wann redeten wir, nur um zu reden? Man sollte mehr auf seinen Instinkt bauen, auf die seelischen Impulse. Sie wissen oft mehr, als der Verstand.

Es war bereits einiges passiert, bevor ich kam. Meine Mutter brauchte etwas vorgetäuschte Normalität und unbewusst tat ich das Richtige: Ich trank mit meiner Mutter einen Kaffee und redete mit ihr, nur um zu reden.

Eine halbe Stunde vor dem Termin fragte sie einige Male nach der Uhrzeit. Wir beide waren nervös, mehr als nervös. Damals noch konnte sie laufen. Langsam und zeitweise sich abstützend. An Wände, an Geländer, an Gegenstände, an mich. Äußerlich betrachtet sah sie noch kein Bisschen krank aus. Ich dachte an ihren Humor, an ihre Art, mit Altersbeschwerden umzugehen.

„Ich bin nur verkalkt, etwas renovierungsbedürftig.“ scherzte sie.

Ich dachte an alles Mögliche, an alles Harmlose, nur nicht daran, dass meine Mutter im Sprechzimmer meine Hand nehmen würde, noch bevor ein Wort fiel.

„Ich habe es meiner Tochter noch nicht gesagt. Ich konnte einfach nicht.“ Als sie das gesagt hatte, war nicht mehr sie die Krebskranke, sondern ich. Ich hörte der Ärztin zu, aber in einer Höhle sitzend, wo jedes Wort doppelt, dreifach und vierfach nachhallte: *Zysten sind ungefährlich. Zwei Tumore. An der Lunge und im Hüftknochen. Fortschreitende Ausbreitung von Metastasen wahrscheinlich. Unheilbare Krebsart. Bestrahlung und Chemotherapie. 2 bis 3 Jahre.*

Ich begann so heftig zu weinen, wie ich noch nie zuvor geweint hatte, was nicht meine Art war, nicht vor anderen Menschen. Ohne einen Ton von mir zu geben, mit glühendem, zuckendem Gesicht. Ein haltloses, unkontrollierbares Zucken, das ich nie erlebt habe und eine Weile nicht loswerden konnte. Ein Beruhigungsmittel lehnte ich ab und beruhigte mich selbst. Ich wollte stark sein, stärker als meine Seele. Wenn meine Mutter es mit Fassung tragen konnte, dann wohl auch ich. Ich wusste da noch nicht, dass sie den ganzen Nachmittag über geweint hatte, wie in einer Höhle sitzend, wo alles mehrfach nachhallte. Weinen konnte sie nicht mehr. In ihrer Umarmung spürte ich die Angst und den hilflosen Schmerz, nichts tun zu können.

„Wie es aussieht, habe ich nur noch ein paar Monate.“ war die Diagnose meiner Mutter.

„Gott, nein! Das sicher nicht! Wie gesagt, ich spreche von Jahren. Genaueres können Ihnen die Onkologen sagen. Bestrahlungs- und Chemotherapie kann noch viel bewirken.“

Meine Mutter glaubte nicht an Jahre, das sah ich ihr an. Ich versuchte an die Macht der positiven Gedanken zu glauben und nahm mir vor, sie ihr zu vermitteln. Den Krebs würde man sich wohl wegdenken können?! Das kann man, nur heilen kann man ihn mit Gedanken nicht.

„Wir werden Ihre Unterlagen dann dem neuen Spital übergeben. Dort haben Sie alle Spezialisten vor Ort.“ erklärte die Ärztin und entließ uns nach Hause, um auf einen Termin bei neuen Spezialisten zu warten. Das Warten war eines der schlimmsten Begleitumstände dieser Zeit.

Die schicksalhafte Befürchtung, dass meiner Mutter schlagartig, aus dem Nichts, etwas zustoßen könnte, trug ich schon als Kind in mir wie ein Geheimnis. Irgendwann, als Erwachsene, befreite ich mich bewusst von dieser Befürchtung und kreierte mir eine neue Zukunftsvision, in der ich mir meine Mutter als uralte, weise Frau vorstellte, die sich charmant und gelassen an einen Stock lehnte, genügsam, den kleinen Dingen des Lebens zugewandt. Erfüllt. Angekommen. Für alles entschädigt. Ich erzählte ihr von dieser Vision, gab mich überzeugt, um sie wahrwerden zu lassen. Sie fand sie amüsant.

„Kleines, pass auf, mit diesem Stock werde ich dann immer noch schneller sein als Du, um Dir den Hintern zu versohlen!“ Wir lachten. Dann wurde sie ernst.

„Ich werde nicht uralt. Ich sehe mich nicht einmal als alte Frau. Komisch.“
Sie ging in sich und fügte hinzu: „Mein Vater starb in seinen 50-ern. Da war ich ungefähr in Deinem Alter.“

Das wusste ich. In den letzten Jahren hatte sie wiederholt von denen erzählt, die vorangegangen waren, während ich auf ihr langes Leben hoffte, auf eine Zukunft, die nur ihr und nur ihren Bedürfnissen gehörte, einer zweiten Lebenshälfte mit neuen Erinnerungen, mit schönen, langen Geschichten.

Wie ernst die Lage *Krebs* ist, merkt man – neben den Leiden und ungeahnten Begleitumständen, die sie verursacht – auch an der wachsenden Distanz und hilflosen Verlegenheit der Mitmenschen, aber auch der Ärzte, während der krebserkrankte Mensch einem immer näher kommt, seine Worte immer direkter und tiefgreifender werden, sein Gesicht immer tapferer. Distanz und Verlegenheit der anderen erlebten meine Mutter und ich in derselben Zeitspanne und auf ähnlich mitfühlende Weise.

Die Gesunden werden sprachlos gegenüber dem Unkontrollierbaren, dem Unvermeidbaren. Mitfühlende Begegnungen wandeln sich in motivierende Anrufe, die sich bald in überraschend blumig formulierte Textnachrichten verwandeln, die immer kürzer, immer seltener, aber umso rührender werden.

Je mehr sich Mitmenschen entfernen, unabsichtlich und fast unbemerkt, umso mehr Poesie durchfließt das Mobilfunknetz. Wenige wagen den Live-Auftritt, die aktive Teilnahme.

Schlagwörter und Floskeln füllen das verweigernde Schweigen aus, dekorieren das Nicht-Teilnehmen-Wollen mit schmucken Sätzen wie: „Ich bin in Gedanken bei Dir.“ Oder: „Ich würde Dir jetzt so gern Kraft schenken.“ Oder:

„Du musst jetzt sehr stark sein.“ Oder der bezauberndste Satz überhaupt: „Du schaffst das!“ Hervorstechend und klar trennend sind die Worte ‚in Gedanken‘ und ‚würde‘ und ‚Du musst‘ und ‚Du‘. In Sachen Sterben gibt's kein Plural wie im Film. Im Leben wird Sterben zum unspektakulären Singular. Das Wir gibt's im Beruf, zum Lunch und Dinner, im Ausgang oder an der Fußball-EM. Wir ist in guten Zeiten. Du ist in starken Zeiten, in denen Du es schaffst!

Alles ganz normal in solchen Zeiten. Alles ganz menschlich.

Und so bäumt sich das verwirrte Du nur ganz kurz in Gedanken dagegen auf. Die Zeit jedoch gehört den Gefühlen und das Du gibt sich dann ganz stark und ganz allein dem tiefen, schäumenden Wasser hin, das alle so vom ertrinkenden Du verscheucht, der gefälligst selber sagen soll, falls er jetzt was braucht. Denn der Kranke wie der Angehörige, beide bleiben auf sich allein gestellt und bekommen in aller Augen dieselbe, für ansteckend befundene Krankheit: Die Trauer der mit dem Tod Konfrontierten.

Ein anderes, dunkles Land ist diese Trauer, tief im Ursprung, wo bis aufs vernachlässigte Wesentliche gehäutete Menschen sind, für die all diese wichtigen Nebensachen, mit denen wir uns kaschieren, nunmehr nebensächlich sind. Wo jeder, der dazukommt, vollständig ausgezogen wird, mit nackten Gedanken und entfesselten Gefühlen auf engstem Raum nah beieinander steht, wo das Innere schwerer wiegt als der Körper.

Ein geradezu übermenschlich beengendes Land, beladen von Hauptsachen. Bedeutungsschwer, mit eigenartigen Gesetzen, in dem Du Dir und anderen zu nahe kommst, wo Du das Wetter selber machst. Nicht auszuhalten. Mein Gott, wie unkalkulierbar! Ohne sicheren Abstand, schwindel- und angsterregend ist dieses Terrain! Etwas für Fachleute, den engsten Familienkreis. Nichts für Unbeteiligte. Ganz ehrlich: Ein Solo.

Die Zeit des Wechsels ins neue Krankenhaus, zu den Spezialisten, die wir wirklich brauchten, war insofern erleichternd und erfreulich, dass wir endlich wussten, woran wir waren. Was die Ärzte sagten, machte Sinn, machte uns hoffnungsvoll. Verstörend aber blieben die unterschiedlichen Prognosen, die sie stellten. Sie reichten von „Sie können sogar 60 werden“ bis zu „wir können es nicht genau sagen.“ Eigentlich hätte die Prognose lauten sollen: „Leben Sie jeden Tag, als wäre es der letzte.“ Ein schöner Satz, der uns alle angeht. Realistisch und selbstbestimmend wie meine Mutter war, ignorierte sie nicht, dass alle Tage eines Menschen oft von Bedingungen dominiert werden, denen er sich anpassen muss. Sie war dort optimistisch, wo man selbst handeln, selbst wirken konnte. Das war ihre Bedingung, um einen Tag lebendig und erfüllt zu nennen. Durch Optimismus allein lässt sich kein Schaden beheben, keine Krankheit heilen.

Im Wartesaal, vor unserem ersten Besprechungstermin, inmitten von krebserkrankten Patienten, die das Placebo Hoffnung schluckten, stellte meine Mutter nüchtern fest: „Das ist die Endstation.“ Ich reagierte optimistisch, wie denn auch sonst, wollte, dass sie nicht aufgibt, dass sie daran glaubt, woran ich glauben wollte. Für sie aber war das nicht etwa der Moment der totalen Ergebung, sondern Ausdruck ihres unbestechlichen Realismus. Das verstand ich erst später. Sie stellte sich der ausweglosen Lage, verneinte sie nicht. Von da an zeigte ihr Verhalten die Tapferkeit eines Gladiators, der wusste, dass jeder Tag in der Arena der letzte sein könnte, den er aber kämpfend verbringen würde. Nicht mit Gebeten und Schönmalerei. Was ist mutiger, was ist grösser als das?

Das Krankenhaus war wirklich besser, wenn auch da der Mangel an Fachpersonal, an Räumlichkeiten sichtbar, spürbar war. Ein Problem des Gesundheitswesens. In die Gesunden wird mehr investiert als in die Kranken.

Mit Gesunden arbeitet man lieber als mit Kranken. Genauso ist jung lukrativer als alt. Alt bedeutet schon krank. Vergehend. Das ist der kranke Trend unserer Moderne, in der die Jungen an die Kontrolle, an die Unabhängigkeit in ihrem Leben glauben. Sogar insgeheim an die Unsterblichkeit. Genauso leben wir. Als wäre alles auf Probe, ständig wiederholbar, veränderbar, erneuerbar, selbstverständlich so wie man es gern hätte und wenn nicht, dann würde die Zeit (oder das Geld) schon kommen, um zu leben wie man will.

In Krankenhäusern fehlt es an Platz, an Menschen, die dort arbeiten wollen. Und so dachte ich in diesen Monaten oft an die milliardenschweren Bauprojekte, an die Zunahme von Einkaufszentren, die sich alle gleichen, an die vielen Booms der Verkaufsbranche, an die Eitelkeiten unserer Welt, in der das Leben so viel wert ist, wie man bereit ist, dafür auszugeben. Tagtäglich. Wir alle sind eine Bank, unser Leben auf Kredit. Umsatz. Image. Schein. Konsum. Manischer Unterhaltungsdrang. Das sind die vorherrschenden Werte. Das Wesentliche ist viel zu selten präsentabel genug, lässt sich nicht verkaufen, unterhält scheinbar nicht, ist anstrengend. Dabei ist das alles, was wir haben, wenn es nicht so Vieles gäbe, was wir zu besitzen glauben. Wir leben mit so vielen Absurditäten, fragen, denken, fühlen zu wenig, nehmen alles hin, wie es ist, halten uns an die Oberfläche, an die sichere Langeweile des Anspruchslosen, des Bedeutungslosen, als trügen wir in uns kein Ablaufdatum. Als hätte unser Weg keine Endstation.

Ähnlich wie bei den Alten Ägyptern, die nur für den Tod lebten, leben wir heute, als gäbe es ihn nicht. Für andere vielleicht. Nicht für uns. Nicht für die, die wir lieben. Wir hören manchmal vom Tod, halten kurz inne und sagen ‚Oh Gott, wie tragisch!‘ und machen dann genauso weiter wie bisher. Abgestumpft. Der Wert des Lebens wird nicht so eindeutig hoch geschätzt, wie wir uns das

einreden. Nach einer langen Zeit in den Fluren und Zimmern eines Krankenhauses beginnt man das widerwillig zu ahnen. Die Besucher anderer Patienten kommen nicht so häufig, bleiben nicht so lange. Jedenfalls war das mein Eindruck. Die Stimmung, die dahinter steckt erklärt ein langer Satz:

„Sie können nichts dran ändern, sie müssen loslassen, gehen Sie nach Hause, unternehmen Sie was, opfern Sie sich nicht so auf und denken Sie auch an sich, sonst werden Sie auch noch krank.“

Loslassen ist hier eine schöne Übersetzung fürs Fallenlassen. Loslassen ist leichter als Festhalten. Auch mit der Aussicht auf den Tod eines Menschen kann man noch viel verändern. Nämlich die Zeit, die bleibt. Mit Kranken und Todgeweihten kann man auch Freude erleben, lachen, Gespräche führen, Liebe geben und empfangen. Nur eben ohne den ganzen Schnick Schnack, an den wir gewöhnt sind und den wir, wenn wir ehrlich sind, gar nicht brauchen. Das war meine Erfahrung mit meiner Mutter, die ich für uns beide nicht missen möchte. Und ich bin noch da, bin nicht krank geworden. Ich lebe noch.

Mein Eindruck während der Bestrahlungstherapie fasste sich in zwei Worte zusammen: Zu spät. Das sagte ich aber nicht, auch dann nicht, als meine Mutter es aussprach. Die Bestrahlung des Hüftknochens war mit samt ihren Nebenwirkungen eine Qual für sie. Die Morphium-Dosis musste trotzdem immer wieder erhöht werden. Beides, Bestrahlung und Schmerzmittel, wirkte sich auf Appetit und Durst aus. Alle Bedürfnisse, alle Freiheiten reduzierten sich. Meine Mutter reduzierte sich. Der Tumor schrumpfte nicht. Die Krebs-Metastasen breiteten sich aus. Es gab wieder unterschiedliche Meinungen der Ärzte dazu. Die einen baten um Geduld, sahen gute Chancen, die anderen sahen schon keinen Sinn mehr in der Bestrahlung, auf die die Chemotherapie folgen sollte. Über Letzteres wurde lange nicht gesprochen.

Als die Chemotherapie naheliegend und vor allem von mir gewünscht wurde, fiel die eindeutige Meinung:

„Das bringt nichts. Der Tod ist vorprogrammiert.“

Zwischen *gute Chancen* und *das bringt nichts* war ein kurzer Abstand. Ich hatte recherchiert und herausgefunden, dass viele Menschen bereits totgesagt wurden und nach der Chemotherapie sogar wieder arbeiten konnten. Aber was, wenn nicht? Was wenn diese marternde Therapie die Zeit dominieren würde, die ihr blieb? Eine mehr als schwierige Entscheidung. Meine Mutter neigte dazu, alles versuchen zu wollen, was ich versuchen wollte. Es ging aber um ihr Leben, auch wenn niemand mehr von Leben sprach. Auch die Ärzte nicht. Ihr Anliegen war das Angenehme. Sie wollten es meiner Mutter so angenehm wie möglich machen. Natürlich konnte ich niemandem von ihnen Sympathie abgewinnen, selbst wenn sie es verdienten. Das lag in der Natur der Gegebenheiten. In der Natur ihrer manchmal undankbaren Arbeit, denn Heilung war nicht mehr ihr Ziel.

In psychologischer Hinsicht schienen die Ärzte nicht sehr versiert. Ihre Menschlichkeit drückten sie sachlich aus. Mit klaren Fakten. Mit Distanz. Je nach Typus wirkten manche sogar unverschämt, herablassend. Vermutlich Selbstschutz. Verborgenes Bedauern über die eigene Fehlbarkeit, über die Grenzen der Medizin. Zu viele Termine an einem Tag, für einen Arzt. Keine Zeit, die gute Figur in einem Drama zu sein, das ohnehin nicht aufzuhalten war. Für Menschliches wurde der Fachmann hinzugezogen, der Psychoonkologe, der die Seelen der Krebskranken auffangen sollte. Alles hatte sein Programm. Das störte mich über alle Massen. Erste Wehen der Trauer eben.

Heute bin ich froh, dass meine Mutter neben dem Krebs nicht auch noch die Chemotherapie erleiden musste. Wir erhielten Wochen später die letzte Diagnose, eigentlich die erste Diagnose meiner Mutter:

„Wir können nicht mehr von *Jahren* sprechen.“ sagte ein Arzt.

„Okay.“ sagte meine Mutter. Einfach nur „okay“. Dann schwieg sie, hörte gar nicht mehr hin, was noch gesagt wurde. Als wir allein waren und ich mich zu ihr setzte, sie berührte, sie festhielt, fing sie an Pläne zu machen. Pläne für Ostern. Pläne für uns. Für die Zeit, die blieb.

Das war zwei Wochen vor ihrem Tod, in denen viel passierte. Am Vormittag des 12. April 2012 verließ ich meinen Arbeitsplatz und zog bei ihr im Krankenhaus ein. Diese intensivste Zeit war genauso eine reiche, liebevolle Zeit wie sie traurig und erschütternd war.

Das Beste im Krankenhaus war das Pflegepersonal. Pflege und Medikation waren es, die meine Mutter vor allem noch brauchte. Die Pflegerinnen, denen sie auf keinen Fall ausgeliefert sein wollte, erwiesen sich als die beste Hilfe. Besonders in ihrer letzten Zeit und in meiner letzten Zeit mit ihr. Es gab auch einen jungen Pflegelehrling, den meine Mutter ins Herz geschlossen hatte. Einige überwandten ihre Distanz. Wir wurden ein Team und erfuhren ehrliche, menschliche Unterstützung, interessierte Gesprächsbereitschaft, Kompetenz und jene wichtige, einfühlsame Begleitung: Die *Sterbebegleitung*. Dieser Begriff klang für mich irrational, denn kein Mensch will einen anderen in den Tod begleiten. Aber was der Begriff bezeichnete, war medizinisch wie zwischenmenschlich so notwendig wie die Zeit nach der Geburt. Wir brauchen fürsorgliche Begleitung, wenn wir auf die Welt kommen und wir brauchen sie, wenn wir die Welt verlassen müssen. Ich begann also zu wollen, was ich nicht wollte, um ein wichtiger Teil dieser Begleitung zu sein.

Ein Mensch, den meine Mutter sehr schätzte und mochte, war der Psychoonkologe. Sie sprach einige Male mit ihm, aber nicht damit er ihre Seele auffing, was sie nicht für notwendig hielt. Sie sprach einfach gern mit ihm und machte durchschaubar für ihn Werbung. „Vielleicht kannst Du ihn später einmal aufsuchen.“ bemerkte sie. Später. Eine Zeit, die ich mir noch nicht vorstellen konnte. Ich winkte ab, als würde diese Zeit nie kommen, aber der Mann wurde mir sympathisch, weil er ihre letzte Zeit positiv mitgestaltete. Das traf dann auf jeden zu, der positiv mitgestaltete, positiv mitwirkte. Meine Mutter mochte immer kluge und besonnene Menschen besonders, eher die Ruhigen und Sanften, nicht die Lauten und Oberflächlichen. Zuviel Geschwätz, Floskeleien oder aufgesetzte Sentimentalitäten und Gebärden gingen ihr auf die Nerven. Egal ob traurig oder fröhlich, sie war am Echten, Realen des Menschen interessiert. So war auch sie selbst. Echt und real *sie*. Ihr Leben lang. Es gibt nicht viele Menschen, die man auf diese Weise erleben kann.

Den Menschen, die meine Mutter an ihrer Endstation echt und real begleitet haben, die auf ihre Weise auch mich begleitet haben, bleibe ich für immer dankbar.

(Im Rahmen einer Fortbildung der Klinik zur Verbesserung der Sterbebegleitung – *Palliativmedizin* – sowie der Trauerbegleitung hatte man mich später eingeladen, um vor Ärzten und Pflegepersonal über unsere Zeit ‚davor‘ und meine Zeit ‚danach‘ zu sprechen. Diesen Erfahrungsbericht habe ich zu diesem Zweck dort vorgelegt. Ich bedanke mich an dieser Stelle noch einmal für die Gelegenheit, meiner Mutter eine Stimme zu geben und darüber hinaus allen Betroffenen.)

In den letzten zehn Tagen ihres Lebens befand sich meine Mutter manchmal in einer anderen Welt. Tief in sich gekehrt. Zurückgezogen. Entrückt. Besonders nachts, während der langen Phase des Aufwachens und wenn sie sich noch im Halbschlaf gegen die Müdigkeit, gegen das Einschlafen wehrte. „Das ist die starke Medikation.“ erklärte man mir. Ich war mir dessen nicht sicher. Für mich sah es aus wie ein Kampf. Ein letzter Kampf. Später wurde die Erklärung mit dem Begriff *Sterbeprozess* ergänzt. Ich wusste bis dahin nicht, dass er tagelang dauern und sich schon Wochen zuvor ankündigen kann. Ich verleugnete ihn, da meine Mutter tagsüber erstaunlich klar war. Ganz im Hier und Jetzt.

Es geschah aber auch, dass ich eines nachts an ihrem Bett saß und ungehemmt weinte, in der Annahme, sie würde es nicht merken, würde tief in sich, in ihrer Welt schlummern.

„Kind, Du sollst nicht um mich trauern!“ rief sie plötzlich mit kraftloser Stimme. In unserer Heimatsprache, die sie häufiger benutzte. Es klang fast so, als wäre sie schon *fort*.

„Ich trauere nicht, es ist alles in Ordnung.“ log ich aufgeschreckt und bereute sofort, nicht etwas Bedachtereres gesagt zu haben.

In einer anderen Nacht hielt ich wieder neben ihr in einem Klappbett wache, weil sie nachts vergaß (oder vergessen wollte), dass sie krank war und immer wieder aufstehen und weggehen wollte. „Komm, gehen wir!“ sagte sie dann und ich wünschte mir nichts Sehnlicheres als das. In dieser Nacht schlief sie bereits lange. Übernächtigt wie ich war und es mir nicht eingestehen wollte, nickte ich kurz in einen Halbschlaf ein. Da sah ich sie lächelnd und gesund in einem schwarzen Mantel auf mich zugehen. Um sie herum war ein ungewöhnlich warmes Licht. Sie hatte sich in meine Richtung bewegt, ist auf

mich zugegangen, aber sie ist einfach nicht angekommen. Als wäre zwischen uns eine unsichtbare Mauer, eine unüberbrückbare Distanz und sie in einer anderen Dimension. Ich blieb immer zu weit weg von ihr, sah sie aber deutlich. Ich fühlte warum, aber wissen wollte ich es nicht. Plötzlich schreckte ich aus dem Halbschlaf auf. Wie lange war ich weg? Nicht lange, meinte sie und saß bereits wieder am Bettrand. Beide Hände auf die Bettkante gestützt, ihren müden Blick auf mich gerichtet. Sie hatte mir beim Schlafen zugesehen.

Eines Morgens, nach dem sie aufgewacht war und sich aus ihrer Welt in die unsrige kämpfte, sagte sie auf einmal laut und deutlich etwas Erstaunliches. Sie sagte es wiederum in unserer Heimatsprache:

„Der 25.4.!“

„Der 25.4.? Was ist dann?“ fragte ich. Aufgeschlossen für ihre innere Welt.

Sie blickte auf und machte einen kurzen Seufzer, wie Menschen, die gerade zwischen den Zeilen eine bedeutende Botschaft erkannten und sich selbst darüber wunderten. Ich wagte nicht, sie weiter zu fragen. Für einmal wollte ich nicht analytisch sein, wollte nicht zuviel wissen. Wollte nicht womöglich erfahren, dass ich eine Woche später den Termin für ihre Beisetzung erhalten würde: Am 25.4.2012.

„Wenn Du weinst, dann ist es wirklich ernst.“ stellte meine Mutter in ihren letzten Tagen fest und schloss immer wieder die Augen, um sie zu entlasten. Ich konnte ihr nicht sagen, dass ich weine, weil sie sterben wird, weil selbst ich mir keine Wunder mehr einbildete. Dass ich den Ärzten und Pflegerinnen, die immer öfter mit mir sprachen, Glauben schenkte. Ich begann mich schon zu fragen, ob sie den Frühling noch erleben könnte und was sie alles versäumen würde.

„Ich möchte Dir so gern helfen, kann es aber nicht.“ Etwas Besseres als die Wahrheit fiel mir nicht ein.

Sie hob schwer den Kopf, ihre aufs Bett gestützten Arme zitterten häufiger. Mit ihren großen, müden Augen schaute sie mich eindringlich an.

„Ich werde Dir auch nicht helfen können.“ sagte sie bedauernd und zeigte mir noch einmal deutlich, was für ein Mensch sie war. Ein Wir-Mensch.

„Mein Kind, es tut mir so leid, dass das alles passiert ist.“ entschuldigte sie sich plötzlich. In dieser Zeit nannte sie mich immer seltener beim Namen und immer häufiger ihr Kind.

„Du kannst doch nichts dafür, dass Du krank geworden bist.“ betonte ich das schuldlose, das bedingungslose Wir und verfluchte unhörbar den Krebs und alles, was ihn entstehen, ihn wachsen lässt.

„Du auch nicht.“ erwiderte sie und schaute mich lange an. Ein tiefer, tränender Blick, der die Zukunft suchte.

Ihr ‚es tut mir so leid‘ hallte später in mir nach. Wir kamen gerade aus dem Aufzug und fuhren mit dem Rollstuhl einen langen Flur entlang. Dieser Rollstuhl wirkte auf mich beschämend. Ich war es, die er beschämte. Er verleiht Dir Macht über einen Menschen, die Du nicht verdienst, die niemand verdient. Der Stuhl gab ihr Bewegungsfreiheit, aber er wollte sie auch kleiner, hilfloser, ohnmächtiger machen, als sie war, während sie auf mich noch grösser, noch mutiger, noch würdevoller und liebenswerter wirkte.

Als ich da den Stuhl hinter ihr voranschob, überkam es mich, ihr etwas ganz dringend zu sagen. Etwas, das in dieser unberechenbaren Zeit sofort gesagt werden musste. Ohne Aufschub. Ohne Hemmungen. Ich hielt an, ging in die Knie, auf Augenhöhe zu ihr, legte meine Hand auf ihren Arm und sagte: „Es gibt nichts, wirklich nichts, wofür Du Dich entschuldigen müsstest. Du nicht.“ Sie

sah mir direkt in die Augen, suchte dann einen Fluchtpunkt und fuhr mit ihrer rechten Hand an ihren Brustkorb.

„Sag jetzt bitte nichts mehr.“ gab sie aufgewühlt zurück. Ich schwieg. Sie schwieg. Jede auf ihre Weise erleichtert. Ich erhob mich und ließ den Stuhl langsam weiterrollen, im Gleichschritt mit unserem Befinden. In solchen Momenten lernte ich, dass man in der schlimmsten Verfassung sehr witzig sein kann. Lachen, das war jetzt wichtig, auch wenn Weinen sich notwendiger anfühlte.

Jenes Unwort des Lebens hatte uns eingeholt. *Sterben*. Es wurde ausgesprochen. Sachte und zaghaft. In der Cafeteria des Spitals nahm sie die Gabel und stocherte im Kuchen, dem letzten, den sie essen würde. Latte Macchiato zu irgendetwas Süßem. Egal was. Ein scheinbar ganz normales, alltägliches Kaffeekränzchen. Zahllose Male erlebt. Nichts Besonderes. Diesmal schon. Es hatte etwas Heiliges. Auch wenn sie nicht viel davon zu sich nehmen konnte, sie wollte unbedingt so tun als ob. Für sie war das eine Art letztes Ritual, ein demonstratives Wir-Symbol, eine bleibende Erinnerung für den Rest meines Lebens. Das Dessert und der Kaffee, sie waren ihr immer wichtiger als die Hauptmalzeit. Entgegen meines Wissens hoffte ich, dass es ihr mit allen Sinnen schmeckte, während auch ich lernte, dass Essen eine Qual sein konnte. Das Gegenteil von Nahrung.

Mit leerem Magen übersättigt bist Du, wenn Du zuviel zu schlucken, zuviel zu verdauen hast. Mir wurde klar, dass ich die ganze Zeit über, auf eine nicht lebensbedrohliche Weise, dasselbe erfuhr wie sie. Ich erfuhr einen höchsten Grad an Solidarität, die keine Folge von Medikamenten, vom verwünschten Tumor war: Wir beide waren müde und wollten nicht schlafen. Wir waren

hungrig und konnten nicht essen. Wir waren traurig, wollten aber genießen. Diese letzte Zeit, die blieb. Kostbar. Einmalig. Vergänglich. Schon vorbei.

Nein, ich hatte keinen Krebs, keine körperlichen Leiden. Sie war es, die den Krebs in seiner vollen, unbarmherzigen Wucht erleiden musste. Zuerst nahm er ihr die Bewegungsfreiheit, er nahm ihr das Recht auf Appetit, auf den angstfreien Schlaf, das Recht auf Lebensqualität. Mit seiner misshandelnden Schmerzintensität drosselte er ihre Lebensfreude und quälte sie mit der Angst vor jenem endlosen Augenblick, in dem ihre Atmung aussetzen konnte. Ich hatte in dieser Zeit lediglich einmal eine leichte Lungenentzündung erwischt und ein verstärktes Vorstellungsvermögen bekommen, ein ungefähres Fühlen, was sie fühlt, durch meine Verbindung zu ihr und ihre zu mir. Das Biologische hatte sich im Verlauf unser beider Leben irgendwann ins Seelische verwandelt. Mir machte das manchmal Angst, während es sie mit Stolz erfüllte.

„Ihr seid nicht nur Mutter und Tochter, Ihr seid Kriegskameradinnen.“ sagte meine verstorbene Großmutter väterlicherseits, als ich sie zum letzten Mal lebend sah. Sie sagte es anerkennend, aber ungerne. Später sah ich sie noch einmal nach ihrer Beerdigung. Sie, die Verstorbene, stand vor einem schwarzen Vorhang in einem warmen Licht und sah mich liebevoll, aber traurig an, obschon wir keine besondere Verbindung hatten. Nur ein Traum, meinten die Lebenden. Einzig meine Mutter sah mich nachdenklich an. Das war vor über einem Jahrzehnt.

In diesen letzten, irdischen Monaten, Wochen und Tagen meiner Mutter fühlte ich noch einmal überdimensional das starke Band, das uns als Menschen immer verbunden hatte. Näher als nah rückte ihre Persönlichkeit an mich heran. Genauso überdimensional. Überwältigend. Wir hatten gemeinsam

Monate bei ihr zuhause und Monate im Krankenhaus ausgestanden. Wir waren einen Schritt weiter gegangen, wurden noch verwandter, waren uns noch näher gekommen. Freunde fürs Leben wurden Freunde fürs Sterben.

In ihrer letzten Woche war es ihr immer seltener möglich zu sprechen. Die Körpersprache und jener unsichtbare Draht wurden zum einzigen Sprachmittel. Ich war froh darum, dass wir uns ihr Leben lang viel gesagt hatten, und zuletzt war ich froh, ein Mensch zu sein, der ohne Worte auskommen kann. Wir beide erlebten die Stille laut und deutlich und verstanden sie.

Andere Menschen, die ein und ausgingen, störten manchmal diese stillverständliche Sprache, ohne es zu wollen. Auf den ganz mütterlichen Wunsch meiner Mutter hin war ihre Schwester in ihren letzten vier Tagen da, um mich zu entlasten, doch ich wollte mich nicht von meiner Mutter *entlasten*. Tragen wollte ich sie, bis sie engelsgleich davonfliegen konnte (so kindlich stellte ich es mir vor). Ihre Freundin besuchte sie. Freunde von mir besuchten sie und solche, die in dieser schweren Zeit zu Freunden wurden. Ärzte taten ihr Möglichstes. Pflegerinnen taten ihr Bestes. Es war offensichtlich geworden, dass sich ab einem gewissen Punkt, den wir *Zeit des Sterbens* nennen, alles reduziert, aufs Wesentliche, aufs Wahre reduziert, auf Dich und Deine Bedürfnisse und auf Menschen, die eine bestimmte Bedeutung haben, für die Du eine bestimmte Bedeutung hast, an die Du gerne denkst, auf die Du stolz bist. Das Sterben kreist um den Mittelpunkt Deines Lebens, um all das, was Du nicht zurücklassen möchtest.

„Am liebsten wäre ich jetzt mit Dir allein.“ flüsterte ich zu ihr an ihrem drittletzten Tag. Sie nahm meine Hand und drückte sie fest. Wir waren nicht allein und auf einmal war das nicht mehr wünschenswert, obwohl wir es

schätzten. Ich musste mir eingestehen, dass ich sehr bald nicht nur meine Mutter verlieren würde, sondern auch den besten Freund, den ein Mensch haben kann. Nicht lediglich wegen desselben Blutes. Das allein macht noch keinen Freund aus, das haben wir beide erfahren. Vielmehr war es ihre besondere, vom Herzen bestimmte Persönlichkeit, ihr starker, direkter, authentischer Charakter, wie es ihn selten auf dieser Welt gibt.

Es war schließlich auch der typische Ausdruck ihres Wesens, als sich meine Mutter in einem Augenblick, in ihren letzten Stunden, mit aller Kraft erhob, eine Weile aufrecht stand und mich umarmte. Dann umarmte sie ihre Schwester. Um sich anschließend ganz in sich zurückzuziehen, sich hinzulegen und den Rest ihres Weges allein zu gehen. Was für mich zutiefst schmerzlich blieb, war lediglich ihr mutiger Entschluss, der Höhepunkt ihres Daseins, den schwierigsten aller Wege als Solistin zu gehen. Das war sie. Ganz sie selbst. Meine Mutter.

Ihre Umarmung war die letztmögliche Art unserer Konversation. Sie erschien mir durch ihre geschwächte Haltung kleiner als ich, fühlte sich aber unermesslich groß an. Größe war es, die ich zuletzt bei meiner Mutter fühlte.

Donnerstag, der 19. April 2012, spätabends: Da war es das erste Mal, dass ich die eine Frage innerlich stellte, für die ich immer bereit und auf die ich mehr als neugierig bleiben würde: „Wo bist Du?“. Denn meine Mutter war bereits woanders. Das spürte ich. Das sah ich. Dennoch saß ich bereits den ganzen Tag da, wartete darauf, dass sie wieder zu sprechen begann, mich wie zuvor aufschreckte mit ihrer erstaunlichen Geistesgegenwart. Sie tat es nicht. Ich selbst sagte ihr noch letzte Dinge, die nichts Neues waren. Gleichzeitig schimpfte ich innerlich alle Ärzte als Idioten, die bestimmt wieder eine falsche Prognose stellten. Schwankend zwischen Tatsachen und Wunschdenken musste ich einsehen, dass es diesmal keine Idioten waren und ich trotzdem kein Lob für sie fand.

Wenige Minuten, bevor meine Mutter starb, schickte man mich aus dem Zimmer, weil ich den Anblick nicht ertrug, dass sie plötzlich so schwer und laut atmete. Die Geräusche einer versagenden Lunge, die ich mit keinem Handgriff wieder in den ursprünglichen, gesunden Zustand zurückversetzen konnte. Am allerwenigsten ich. Unfähig angesichts des Todes. Die Idiotin war ich. Ich wurde schwach und ließ mich aus der letzten Wohnstätte meiner Mutter hinausschicken. Zu meinem Besten. Aus ihren letzten Minuten. Den ganzen Weg ging ich mit ihr und ließ mich kurz vor dem Ziel, das ich gar nicht erreichen wollte, ins Abseits drängen. Aber ich konnte und wollte ihr nicht bei so etwas Intimem wie dem Sterben zusehen. Deshalb rief ich auch zum ersten Mal leise nach Gott, dem einzigen, der das alles vielleicht noch aufhalten könnte.

Dabei machte ich mir nicht viel aus Gott. Nicht aus ihm persönlich. Meine Hoffnungen waren immer auf mich selbst und auf Mitmenschen beschränkt. Auf seine Schöpfung. Gott ist in dem, was wir tun, nicht in dem, wofür wir zu ihm beten. Tun klingt besser als beten. Niemand hat Gott jemals interessiert zwischen den Wolken hinunterspähen oder hinunterwinken gesehen, ihn

jemanden ermahnen, unterweisen oder anfeuern gehört. Nein. Gott ist ein Gärtner. Er setzt die Samen und lässt es ab und zu regnen. Wachsen und Blühen muss seine Schöpfung schon selbst. Ich musste also selbst etwas tun, etwas gegen den Tod unternehmen. Aber ich bin keine Ärztin, mein nicht staatlich anerkanntes Fachgebiet war immer die Seele, nicht der Körper, in dem ihre Seele jetzt gefangen war. Was hatte ich nun von meiner Seelen-Meisterschaft? Wie hatte ich den Körper so außer Acht lassen können?

Wenn der wichtigste Mensch nicht mehr im Raum ist, lässt der Sterbende leichter los, heißt es. *Lass los*. Worte, die ich selbst als Ärztin nicht hätte sprechen können. Ich war gegen das Loslassen, gegen den Tod, gegen Gott, wer oder was auch immer er war, und sich das Recht auf ihre Seele nahm. Das Ärzte- und Pflegepersonal handelte nur noch im Namen Gottes, für den Tod, nichts dagegen. Alles für die Seele. Nichts für den Körper.

Um Punkt Mitternacht schlug es Freitag, den 20. April 2012: Ich war also nutzlos geworden, eine Festhaltende, der Sache nicht länger dienlich, musste raus, rannte aufs Dach, ganz nach oben. Dort hatte ich das verrückte Gefühl, endlich wieder mit ihr allein sein zu können. Ich redete auf sie ein, sie möge ‚zurückkommen‘, nicht loslassen. Ich zitterte Angst und Kälte, hatte selbst Todesangst, erfuhr den letzten Akt meiner Solidarität, unserer Verbindung. Die Nacht war kalt und windig. Und in einem Augenblick veränderte sich alles. Mir wurde warm. Einfach so. Oder nicht einfach so. Ich fühlte mich leicht, befand mich fast in Trance. In mich hinein sagte ich: *jetzt ist es passiert*.

Und plötzlich spürte ich das Rätsel, das wir Sterblichen nicht lösen können. Glaubst es mir oder glaubst es nicht. Da war sie. Da oben auf dem Dach des Krankenhauses. Die Seele. Die große Hauptsache ohne Gesicht. Keiner hatte sie je gesehen. Sie war wie Gott. So fühlt sich also eine Seele an, dachte ich. Ihre

Seele. Beruhigend und stützend. Weit und groß. Mütterlich und väterlich. Geborgenheit ohne Arme und Hände. Ein emotionaler Dialog, erleichternd sprachlos, aber verständlich. Die Stille spielte eine Melodie. Mein Körper zitterte nicht mehr Angst und Kälte. In dieser Nacht wurde mir zum ersten Mal wohl, zum ersten Mal warm. Ein leichter Wind wehte. Für eine Weile fühlte ich mich schwebend, getragen, umarmt von einem Gewicht ohne Last. Ich selbst war nur noch Seele, war nur noch Kern. Fühlen und Denken geschah zur selben Zeit, wie in einem langen Atem, in dem sich mein und ihr ganzes Wesen sammelten. Vielleicht ist Seele das, was wir Intuition oder einen ausgeprägten Instinkt nennen. Was sie auch ist, nur Seele zu sein, war ein wunderschöner Zustand, in dem ich hätte bleiben wollen.

Doch sie ließ mich los. Ihre Seele ließ nach allen Seiten los. Sie war fort. Losgelassen. Ich spürte es, ich wusste es, weil mein Denken wieder ganz im Kopf war, meine Seele gefangen im fröstelnden Körper. Die Knie schwächelten, ich schwächelte. Mein „komm zurück!“ war vergebens. Wie hält man eine Seele fest? Ich wandte mich und sah in alle Himmelsrichtungen. Auch ich ließ nach allen Seiten los. Was hielt mich noch hier, wo man nicht nur Seele sein kann?

Plötzlich Schritte im Dunkeln der Dachterrasse. Eine Gestalt kam auf mich zu und ich erwischte mich bei der typisch menschlichen Schwäche, alles mit eigenen Augen sehen zu müssen. Ich starrte gebannt auf den sichtbaren Körper, der sich mir näherte. Sie trat ins Licht. Es war kein Geist. Nicht nur Seele. Die junge Pflegerin mit einem Gesicht. Mitfühlend sah es aus. Erleichternd sprachlos. Ich sprach es für sie aus. „Meine Mutter ist gestorben.“ Ganz aus dem Kopf sagte sie „ja“ und mit dem Herzen nachhinkend dann „es tut mir so leid“. Ihr tat es so leid, mir tat es entsetzlich weh.

Abwehrend stammelte ich, „aber ich habe sie gerade gespürt, gerade eben, dort an dieser Stelle“, als wollte ich sie, als wollte ich mich dadurch vom Gegenteil überzeugen. Sie nickte nur und wollte mich berühren. Mein Kopf hinkte dem Erlebten ebenfalls noch hinterher, begriff endlich und mein ganzes Ich sank in die Knie. Übergewicht kann man sich innerhalb von Sekunden zulegen. Die Pflegerin legte ihre Hände auf meine Schultern, die berühmte Feder zuviel an Last, und auf einmal wurde ich ausgezogen, war nackt in Kleidern, war nur noch Herz, bestand nur aus Wasser, bezwungen von lange beherrschten Gezeiten.

Von wohlwollenden, sichtbaren Händen gestützt erhob ich mich rasch.

„Du musst jetzt stark sein, sie braucht Dich noch immer“ dachte ich, schickte mir selbst eine blumige Textnachricht. Nüchtern betrunken gelang ich in den Aufzug, setzte unbewusst einen Fuß vor den anderen, ging durch die gewohnten Gänge, bog ein in den wohlbekanntem Flur. Früher war mir alles so weitläufig gewesen, jetzt ging es schnell, war alles so nah. Diesmal kam ich mit leeren Händen, ohne Wäsche, ohne Lebensmittel oder Geschenke, aber beladen mit der Aussicht auf ein Zimmer, ein Bett, in dem jemand wartete, der gegangen war.

Todeszeit: Fünf Minuten nach Mitternacht.

Immer wieder wollte ich sagen, „ich habe sie gespürt, unsere Seelen sind uns begegnet“, und sagte es nicht. Warum wollte ich das erzählen? Weil alle Schläuche entfernt, die Apparate beiseitegeschoben wurden? Zuerst waren sie uns verhasst, schrecklich notwendig. Jetzt waren sie nutzlos. Auch sie hatten losgelassen.

Warum hätte mir unser Seelen-Treffen niemand geglaubt? Genickt hätten sie, mit einer Hand auf meiner Schulter. Ein Kilo mehr auf mir. Draußen hätten sie gesagt: „Das ist seelisch bedingt. Kann nicht loslassen.“ Seelisch bedingt. Loslassen. Dagegen ist kein Morphinum gewachsen. Und ob eine Seele loslassen kann. Der verlassene Körper, den ich nun umarmte, war der Beweis.

„Sie sollten nach dieser Zeit Menschen um sich haben, die Sie auffangen.“ sagte die freundliche Pflegerin. Das Wort ‚auffangen‘ gefiel mir. Auffangen ist gut. Man fällt ja in Trauer, fällt in Rage, fällt in Liebe, fällt hin, fällt tief. Fallen ist ein Zustand. Und ich wollte fallen. Aber ich fiel nicht. Irgendetwas hielt mich fest.

Trauern, wirklich um den eingetretenen Verlust trauern, konnte ich am ersten Tag nicht. Nicht in Anwesenheit anderer Menschen. Was da in mir vorging, war noch keine Trauer. Das weiß ich heute. Ich hatte die ganze Nacht mit meiner Mutter allein im Zimmer verbracht, sprach mit ihr, berührte immer wieder ihr Gesicht, hielt ihre Hand. Der Tod hatte ihr Antlitz bekommen, ihre Gestalt. Durch sie bekam der Tod Würde und eine seltsame Schönheit. Ich wartete auf etwas, ohne zu wissen worauf. Sie würde gewiss nicht wieder auferstehen. Die Diagnose „tot“ war kein Irrtum, mit nur 53 Jahren. Und so versuchte ich vor allem jedes Wunschdenken aufzugeben, das Offensichtliche, Unwiederbringliche zu sehen, zu funktionieren, nicht durchzudrehen. Ich erlaubte mir müde zu sein, ohne schlafen zu können, fiel aber nicht um. Es war nicht die Zeit zu fallen. Es gab noch viel zu tun. Fallen konnte ich später. Und das würde ich.

In einer Zeit, in der Du denkst, Du hast es überstanden, hast losgelassen, bist stärker als Du glaubst, es geht Dir wieder gut, das Leben und die Welt haben Dich wieder, da fällst Du dann.

Ein tiefer Sturz, der Dich hart aufschlagen lässt, lange andauert, dem Du Dich hingibst, weil Du eine Seele hast, die sich erinnern, die sich erklären, die sprechen will. Sie ist alles, was Du hast. Hör ihr zu. Verstehe sie. Pflege sie. Denn sie wird noch oft fallen, noch oft stark sein. Und was Du glaubst, nie wieder tun zu können, es verloren zu haben, kommt zu Dir zurück.

Wo bist Du? Du bist hier. Du bist allein. Ganz Du selbst, das Beste in Dir. Schwach und stark zur selben Zeit. Die Stille wird laut und endlich fängst Du an zu schreiben. – Nach dem Ende kann das der Anfang sein.